

Noam Chomsky Reflexionen über die Sprache

**suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 185

In seinem Buch Reflexionen über die Sprache versucht Chomsky nicht die aktuelle linguistische Forschung darzustellen und voranzutreiben, sondern er fragt nach dem Sinn und Zweck dieser Forschung. Welches allgemeine Interesse haben die Ergebnisse dieser Forschung? Sie können unter anderem verständlich machen, wie die Menschen trotz der Begrenztheit ihrer Erfahrungen überaus komplexe Wissens- und Glaubens- und Wertsysteme erwerben, die wiederum ihre Handlungen und die Deutung ihrer Erfahrungen bestimmen. Chomsky vergleicht die Entwicklung der Sprache mit der eines Körperorgans und sieht sie in hohem Maße durch genetische Faktoren prädeterniert.

Noam Chomsky
Reflexionen über die Sprache

Übersetzt von
Georg Meggle und Maria Ulkan

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Reflections on Language. Copyright © 1975 by J. Leonard Schatz,
Trustee of Chomsky's Children's Trust Nr. 2.
Diese Ausgabe erfolgt mit Genehmigung von Pantheon Books,
A Division of Random House, Inc. New York

8. Auflage 2026

Erste Auflage 1977
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 185
Originalausgabe
© 1977, Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-27785-0

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Inhalt

Vorwort 7

Erster Teil

I Kognitive Fähigkeiten 11

II Der Gegenstand der Linguistik 49

III Einige allgemeine Merkmale der Sprache 98

Zweiter Teil

IV Probleme und Rätsel 165

Anmerkungen 269

Bibliographie 300

Namenregister 311

Vorwort

Der *Erste Teil* dieser Arbeit ist eine erweiterte Fassung der von mir Januar 1975 an der McMaster Universität gehaltenen Vorlesungen (Whidden Lectures). Der *Zweite Teil* ist eine revidierte Fassung eines Beitrags zu einer Y. Bar-Hillel gewidmeten Anthologie (hrsg. von Kasher (1976)). In diesem Teil gehe ich auf einige Einwände ein, die gegen den hier entwickelten allgemeinen Ansatz – so wie dieser bereits in früheren Arbeiten dargelegt worden war – vorgebracht wurden. Um den inneren Zusammenhang der Diskussion des *Zweiten Teils* nicht zu zerstören, behielt ich auch diejenigen Stellen bei, in denen Themen rekapituliert werden, die in etwas anderer Form bereits in den Whidden Lectures entwickelt wurden. Einen Großteil dieses Materials habe ich bereits in Vorlesungen am MIT und anderswo vorgetragen. Für wertvolle kritische Anmerkungen bin ich zahlreichen Studenten, Kollegen und Freunden zu Dank verpflichtet. Insbesondere die in Kp. III wiedergegebenen Untersuchungen haben den Anregungen und Arbeiten anderer viel zu verdanken, was in den Zitaten und Literaturverweisen jedoch nur recht unvollständig zum Ausdruck kommt. Mir sehr nützliche Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Werks stammen von Harry Bracken, Donald Hockney, Ray Jackendoff, Justin Leiber, Julius Moravcsik, Henry Rosemont u. a. Auch von den lebendigen und ausgedehnten Diskussionen mit Mitgliedern der Fakultät der McMaster Universität konnte ich viel profitieren.

Cambridge, Massachusetts
April 1975

Noam Chomsky

Erster Teil

I Kognitive Fähigkeiten

Die folgenden Reflexionen über die Linguistik sind größtenteils nichttechnischer Art. Zudem haben sie einen etwas spekulativen und persönlichen Charakter. Ich werde hier nicht versuchen, den derzeitigen Wissensstand in den mir geläufigen Bereichen der Linguistik zusammenzufassen, noch werde ich mich auf eine detaillierte Diskussion der neuesten Forschung einlassen. Ich will vielmehr auf den Sinn und Zweck des ganzen Unternehmens eingehen; d. h. ich werde die Frage stellen – und, wie ich hoffe, auch erklären können –, warum die in den linguistischen Spezialdisziplinen erzielten Ergebnisse auch für den von Interesse sein dürften, der nicht schon von vornherein von solchen Problemstellungen fasziniert ist wie z. B.: Welche Beziehung besteht zwischen Fragebildung und Anapher? Wie lauten die Prinzipien der Regelanordnung in der Phonologie? Welche Beziehung besteht zwischen der Intonation und dem Skopus der Negation? etc. Ich möchte ein meiner Meinung nach adäquates System skizzieren, innerhalb dessen deutlich werden dürfte, daß die linguistischen Untersuchungen von einem allgemeineren intellektuellen Interesse sind. Schließlich möchte ich noch darauf eingehen, wie auf der Grundlage eines solchen Modells eine Art Theorie der menschlichen Natur konstruiert werden könnte.

Wozu also Linguistik? Hierauf sind viele Antworten möglich. Ich werde nur auf ein paar näher eingehen können, womit ich natürlich den Wert der übrigen Antworten nicht schmälern, noch auch nur deren Legitimität in Zweifel ziehen will. Es könnte ja zum Beispiel sein, daß man von den Elementen der Sprache ganz einfach fasziniert ist und herausbekommen möchte, wie sich diese Elemente zueinander verhalten, wie sie – geschichtlich oder im einzelnen Individuum – entstanden sind, oder wie sie im Denken, in den Wissenschaften, in der Kunst oder in der normalen sozialen Interaktion verwendet werden. Ein Grund, sich mit der Sprache zu beschäftigen – für mich persönlich sogar der zwingendste –, ist eben der, daß es

naheliegt, die Sprache – um einen traditionellen Ausdruck zu gebrauchen – als einen »Spiegel des Geistes« anzusehen. Das soll aber nicht einfach besagen, daß die im normalen Sprachgebrauch ausgedrückten Begriffe und entwickelten Unterscheidungen uns bereits einen Einblick in die Strukturen des Denkens und die durch den menschlichen Geist konstruierte Welt des Common Sense verschaffen. Faszinierender, für mich zumindest, ist die Möglichkeit, daß wir durch die Untersuchung der Sprache abstrakte Prinzipien entdecken können, die ihre Struktur wie ihre Verwendung regieren, Prinzipien, die aufgrund biologischer Notwendigkeit universale Gültigkeit besitzen und nicht bloß einen historischen Zufall darstellen, Prinzipien, die von mentalen Merkmalen unserer Spezies abhängen. Eine menschliche Sprache ist ein System von bemerkenswerter Komplexität. Eine menschliche Sprache zu erlernen, wäre für ein Wesen, das nicht eigens für diese Aufgabe geschaffen ist, eine außerordentliche geistige Leistung. Von einem normalen Kind dagegen wird diese Aufgabe bereits bei relativ geringem Sprachkontakt auch ohne besonderen Unterricht gemeistert. Mühelos kann es mithilfe einer komplizierten Struktur von spezifischen Regeln und leitenden Prinzipien seine Gedanken und Gefühle anderen mitteilen und bei ihnen neue Ideen und nuancierte Wahrnehmungen und Urteile hervorrufen. Die bewußte Rekonstruktion dessen, was ein Kind intuitiv und mit minimaler Anstrengung tut, ist für uns hingegen lediglich ein Ziel, von dessen Realisierung wir noch weit entfernt sind. Der Geist des Menschen ist nicht speziell für diese Aufgabe gemacht. Die Sprache ist somit ein Spiegel des Geistes in einem tiefen und signifikanten Sinn. Sie ist ein Produkt der menschlichen Intelligenz, in einem jeden Individuum aufs neue durch Operationen erzeugt, die weit außerhalb des Bereichs des Willens und des Bewußtseins liegen.

Durch die Untersuchung der Eigenschaften natürlicher Sprachen, ihrer Struktur, ihrer Organisation und ihrer Verwendung können wir hoffen, ein gewisses Verständnis der spezifischen Merkmale der menschlichen Intelligenz zu erlangen.

Wir können hoffen, etwas über die menschliche Natur zu erfahren – etwas Signifikantes, falls es zutrifft, daß die kognitiven Fähigkeiten des Menschen das wirklich distinktive und bemerkenswerteste Charakteristikum unserer Spezies darstellen. Es ist zudem nicht unvernünftig anzunehmen, daß die Beschäftigung mit dieser speziellen menschlichen Leistung (der Fähigkeit nämlich, eine menschliche Sprache zu sprechen und zu verstehen) als ein Modell fungieren könnte, an dem sich die Erforschung weiterer Bereiche der menschlichen Kompetenz und des menschlichen Handelns orientieren kann, die einer direkten Untersuchung weniger gut zugänglich sind. Die Fragen, denen ich mich jetzt zuwenden will, wurden bereits von der klassischen Philosophie gestellt. Was die Formulierung von hier einschlägigen klaren Problemstellungen wie auch, was die Beantwortung der sich unmittelbar ergebenden Fragen angeht, sind wir in wesentlichen Punkten über die Antike bisher nicht hinausgekommen. Seit Platon hat die von Russell in einem seiner späteren Werke formulierte Frage für jeden ernsthaften Philosophen sowohl etwas Verwirrendes als auch etwas Faszinierendes an sich: »Wie kommt es, daß wir trotz unseres so kurzen, subjektiven und beschränkten Kontaktes mit der Welt derart viel wissen können?« (Russell (1948)). Wie können wir, wo unsere Erfahrung doch so fragmentarisch und dürftig ist, zu derart reichen Wissenssystemen kommen? Ein dogmatischer Skeptiker könnte an dieser Stelle einwenden, daß wir in Wirklichkeit ein solches Wissen eben gar nicht besitzen. Seine Zweifel sind hier jedoch irrelevant. Das gleiche Problem – nur eben als ein Problem für die Wissenschaften – stellt sich, wenn wir uns fragen, wie es kommt, daß wir mit einer so beschränkten und subjektiven Erfahrung dennoch in reichen und hoch strukturierten Systemen von Annahmen eine derartige Konvergenz erzielen können, in Systemen, die dann unsere Handlungen, unsere Kommunikation und unsere Interpretation der Erfahrung regulieren.

In der klassischen Tradition wurden mehrere Antworten vorgeschlagen. In Anlehnung an Aristoteles könnte man die

These vertreten, daß die Welt auf eine bestimmte Art und Weise strukturiert ist und daß diese Struktur von uns wahrgenommen werden kann, wobei wir von Einzeldingen ausgehen, über Arten und Gattungen zu immer weiteren Generalisierungen gelangen und so aufgrund der Wahrnehmung von Einzeldingen zu einem Wissen über Universalien kommen. Erlernbarkeit setzt eine »Basis des präexistenten Wissens« voraus. Wir müssen eine angeborene Fähigkeit besitzen, aus Wahrnehmungen abgeleitete Zustände des Wissens zu erwerben. Diese Zustände sind jedoch »weder in einer bestimmten Form angeboren, noch aus anderen höheren Wissenszuständen abgeleitet; sie gehen auf Sinneswahrnehmungen zurück.« Wenn man genügend starke metaphysische Annahmen voraussetzt, könnte man sich also vorstellen, daß wir aufgrund unserer »Fähigkeit, diesen Prozeß« der »Induktion« durchzuführen, ein umfassendes Wissenssystem erwerben könnten.¹

Ein fruchtbarer Ansatz verschiebt die Hauptlast der Erklärung von der Struktur der Welt auf die Struktur des Geistes. Was wir wissen können, wird durch »die Wahrnehmungsmodi unseres Verstandes« bestimmt.² Unser Wissen bzw. unsere gewonnenen Überzeugungen hängen also von den spezifischen Erfahrungen ab, die in uns bestimmte Komponenten des in unserem Geist latenten kognitiven Systems evozieren. In der Neuzeit wurde – hauptsächlich durch den Einfluß der Gedanken Descartes' – die Frage, was wir wissen können, wieder zu einem zentralen Thema der Forschung. Für Leibniz und Cudworth war die Lehre Platons, daß wir kein neues Wissen erlangen, sondern nur wiederentdecken, was wir ohnehin schon wußten, durchaus plausibel – sofern diese Lehre nur »vom Irrtum der Präexistenz gereinigt wird«.³ Cudworth begründete ausführlich, daß der Geist eine »angeborene Erkenntniskraft« besitzt, die uns mit den Prinzipien und Ideen versieht, die, falls sie durch Sinneswahrnehmungen evoziert werden, zum Wissen führen. »Die wahrnehmbaren Dinge selbst (wie z. B. Licht und Farben) werden weder durch Empfindungen noch durch die Phantasie unserer Sinne, durch nichts, was lediglich äußerlich und zufällig ist, erkannt und

verstanden, sondern nur durch vernünftige Ideen, die das Werkzeug des Geistes selbst sind, d. h. nur durch etwas, was ihm wesentlich innewohnt.«⁴ Wissen besteht also »in der Erregung der inneren aktiven Kräfte des Geistes«, der »seine eigene innere Aktivität« auf die ihm durch die Sinne dargebotenen Gegenstände »ausübt« und dadurch zu »Wissen und Verstehen« gelangt, sowie dazu, »ein Ding aktiv durch abstraktes, freies Denken zu erfassen.« Das Auge nimmt wahr, aber es ist der Geist, der vergleichen, analysieren, Ursache-Wirkungs-Relationen, Symmetrien usw. sehen kann; er ist es, der uns eine umfassende Idee des Ganzen, mit all seinen Teilen, Relationen und Proportionen vermittelt. Das »Buch der Natur«, so Cudworth, »kann nur von einem geistigen Auge gelesen werden«, genauso wie man bei einem gewöhnlichen Buch dem »Gekritzelt« nur dann etwas entnehmen kann, wenn man die Sprache versteht, in der das Buch geschrieben ist. »Die primären Gegenstände der Wissenschaft und der Vernunft«, nämlich »die der Vernunft zugänglichen Wesenheiten« »existieren nur im Geist selbst, stellen dessen eigene Ideen dar . . . Durch und vermittels dieser inneren Ideen des Geistes selbst, die seine primären Gegenstände sind, erkennt und versteht er alle äußeren einzelnen Dinge, welche nur die sekundären Gegenstände des Wissens sind.«

Zu den »angeborenen Ideen« bzw. »allgemeinen Begriffen«, die in dem reichhaltigen und so vielfältigen Werk der Rationalisten des 17. Jahrhunderts diskutiert werden, gehören z. B. neben geometrischen Begriffen und dergleichen auch »*relationale* Ideen oder Kategorien, die in eine jede Darstellung von Gegenständen eingehen und die die Einheit und die Kohärenz der rationalen Erfahrung erst ermöglichen«.⁵ Zu ihnen gehören solche »relativen Begriffe« wie z. B. »Ursache, Wirkung, Ganzheit und Teil, Ähnlichkeit und Unähnlichkeit, Proportion und Analogie, Gleichheit und Ungleichheit, Symmetrie und Asymmetrie«, also alle »*relativen* Begriffe, . . . die der Seele nicht durch eine Materie von außen her eingepreßt werden, sondern *durch ihre eigene aktive Vorstellungskraft, die aus ihr selbst wirkt, sobald sie von äußeren Gegenständen*

Kenntnis erhält.«⁶ Gehen wir der Entwicklung solcher Ideen weiter nach, so kommen wir schließlich zu dem ziemlich verwandten Kantischen Begriff der »Übereinstimmung der Gegenstände mit unseren Erfahrungsmodi«. Der Geist versieht uns mit den Mitteln, Daten als Erfahrung zu analysieren; und zudem versieht er uns mit einem allgemeinen Schematismus, der die auf der Basis der Erfahrung entwickelten kognitiven Strukturen begrenzt.

Um auf Russells Problem zurückzukommen: daß wir so viel wissen können, kommt daher, daß wir es in einem bestimmten Sinne schon immer wußten – obgleich Wahrnehmungsdaten notwendig waren, um dieses Wissen erst wieder zu evozieren. Oder, weniger paradox ausgedrückt: unsere Systeme des Wissens sind genau die, zu deren Konstruktion unser Geist, als eine biologische Struktur, geschaffen ist. Wir interpretieren unsere Erfahrungen deshalb so und nicht anders, weil unser Geist eben so und nicht anders gebaut ist. Wissen erlangen wir, wenn die »inneren Ideen des Geistes selbst« und die von ihm geschaffenen Strukturen mit der Natur der Dinge übereinstimmen.

Gewisse Elemente der rationalistischen Theorien müssen aufgegeben werden; die allgemeinen Grundzüge dagegen scheinen plausibel genug zu sein. Arbeiten der letzten Jahre haben gezeigt, daß ein Großteil der detaillierten Struktur des visuellen Systems in uns »eingebaut« ist, wenngleich es der auslösenden Erfahrung bedarf, um das System in Gang zu setzen. Es spricht einiges dafür, daß dasselbe auch für die auditiven Strukturen gilt, die zumindest einige phonetisch distinktive Merkmale analysieren. (Vgl. Eimas et al. (1971).) Mit einer Verbesserung der Untersuchungstechniken ging, so behauptet Bower, auch eine Verbesserung der »offenkundigen Feinheit des Wahrnehmungssystems des Kindes« einher. Er berichtet über Untersuchungen, die den Schluß nahelegen, daß »das Wahrnehmungssystem eines Kindes anscheinend in der Lage ist, mit allen traditionellen Problemen der Wahrnehmung des dreidimensionalen Raumes fertigzuwerden« – der Wahrnehmung der Dichte, der Entfernung, der Gestalt-Entfernungs-

Invarianten und der Gestaltkonstanz. »Im Gegensatz zur Berkeleyschen Tradition wäre« also »die Welt des Kindes bereits von sich aus dreidimensional« (Bower (1972)). Es gibt Untersuchungen, denen zufolge Kinder schon vor der Zeit, wo sie selbst etwas greifen können, greifbare von nicht-greifbaren Dingen unterscheiden können, wobei sie von rein visuellen Informationen Gebrauch machen (Bruner/Koslowski (1972)).

Gregory bemerkt, daß es »ganz ausgeschlossen wäre, daß Kleinkinder derart früh in der Lage sind, die Eigenschaften von Gegenständen zu assoziieren und latente Eigenschaften und zukünftige Ereignisse vorauszusagen, wenn ihnen nicht ein Teil der Struktur der Welt durch Vererbung vermittelt, bereits vor ihrer Geburt irgendwie ins Nervensystem eingebaut wäre.«⁷ Er vermutet ferner, daß es so etwas wie eine »visuelle Grammatik« gibt, die der Grammatik der menschlichen Sprache ziemlich ähnlich ist und mit dieser eventuell über die Evolution unserer Spezies zusammenhängt. Durch den Gebrauch dieser, weitgehend angeborenen, »visuellen Grammatik« sind höher entwickelte Lebewesen imstande, »von den Bildern auf ihrer Retina sogar latente Merkmale von Gegenständen abzulesen, deren unmittelbar darauffolgende Zustände vorauszusagen« und so »die Gegenstände nach einer inneren Grammatik zu klassifizieren, die Wirklichkeit von ihren eigenen Augen abzulesen.« Seit der Pionierarbeit von Hubel/Wiesel (1962) kommen wir neuerdings einem Verständnis der neuralen Basis dieses Systems immer näher. Allgemeiner ausgedrückt: es gibt genug Gründe für die Annahme, daß unser »Lernverhalten durch eine bereits funktionierende strukturelle Organisation modifiziert wird«; »ein Überleben wäre unwahrscheinlich, wenn für die natürlichen Lernprozesse die für die meisten Konditionierungsprozesse charakteristischen Langzeit-Wiederholungen notwendig wären.« Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß Lebewesen komplexe Verhaltenssysteme in anderer Weise erwerben (John (1972)). Obwohl die Grundideen der rationalistischen Tradition größtenteils sehr plausibel sind und in wesentlichen Punkten mit

dem Ansatz der Naturwissenschaften übereinstimmen, blieb diese Tradition in den Verhaltens- und Wahrnehmungstheorien doch weitgehend unbeachtet. Es ist ein merkwürdiges Faktum der Geistesgeschichte der letzten Jahrhunderte, daß man an die Probleme der geistigen Entwicklung mit ganz anderen Methoden heranging als an die der physischen Entwicklung. Niemand würde die These ernst nehmen, daß der menschliche Organismus erst durch Erfahrung lernt, daß er Arme und keine Flügel hat, oder daß die Grundstruktur eines Organs aus zufälligen Erfahrungen resultiert. Man setzt vielmehr bereits voraus, daß die physische Struktur des Organismus genetisch determiniert ist, obwohl natürlich die jeweiligen Variationen bezüglich der Gestalt, der Entwicklungsgeschwindigkeit usw. zum Teil von äußeren Faktoren abhängen. Vom Embryo bis zum ausgewachsenen Organismus ist ein gewisses Entwicklungsmuster prädestiniert, wobei dieses Muster gewisse Entwicklungsstufen umfaßt, wie z. B. den Beginn der Pubertät oder das um Jahre später liegende Ende der Wachstumsphase. Varianzen innerhalb dieses konstant bleibenden Musters können für das menschliche Leben von großer Bedeutung sein; bei den für die Wissenschaft interessanten Grundfragen geht es jedoch um das fundamentale, genetisch determinierte Entwicklungs- und Wachstumsschema, das für unsere Spezies charakteristisch ist und mitunter Strukturen von faszinierender Komplexität erzeugt.

Die Speziesmerkmale selbst resultieren aus einer langen Entwicklung. Es ist evident, daß die Umgebung Unterschiede in der Reproduktion der Spezies und damit in deren Evolution bedingt. Dies ist jedoch ein ganz anderes Problem. Aber auch hier kann man fragen, von welchen Naturgesetzen diese Evolution gesteuert wird. Wir wissen aber sicher bisher viel zu wenig, als daß sich irgendwelche etwas weiterreichenden Behauptungen hierüber rechtfertigen ließen.

Bei der Untersuchung der Entwicklung der Persönlichkeit, der Verhaltensmuster und der kognitiven Strukturen höherer Organismen wurde meist ganz anders vorgegangen. Man nimmt im allgemeinen an, daß in diesen Bereichen die soziale

Umgebung der dominierende Faktor ist. Die sich entwickelnden Strukturen des Geistes werden für willkürlich und zufällig gehalten. Es gibt keine »menschliche Natur«, die mehr wäre als das Produkt einer spezifisch historischen Entwicklung. Dieser Auffassung zufolge, die für empiristische Spekulationen typisch ist, genügen gewisse allgemeine und in ihrem Kern für alle (bzw. eine große Klasse von) Organismen gültige Lernprinzipien, um die durch den Menschen erworbenen kognitiven Strukturen zu erklären, Strukturen also, die diejenigen Prinzipien inkorporieren, durch die das Verhalten des Menschen geplant, organisiert und kontrolliert wird. Ich möchte über die exotische, wenngleich auch ziemlich einflußreiche Auffassung, wonach »innere Zustände« bei einer Untersuchung des Verhaltens nicht in Betracht gezogen werden sollten, ohne weiteren Kommentar hinweggehen.⁸

Nun sind jedoch die kognitiven Systeme des Menschen, sofern man sie nur ernsthaft untersucht, gewiß nicht weniger faszinierend und kompliziert als die physischen Strukturen, die sich im Leben eines Organismus entwickeln. Warum sollten wir also den Erwerb einer kognitiven Struktur wie der Sprache nicht mit den mehr oder weniger gleichen Methoden untersuchen wie die Struktur von komplexen physischen Organen?

Auf den ersten Blick könnte dieser Vorschlag absurd erscheinen – insbesondere, wenn man an die zahlreichen Unterschiede zwischen den verschiedenen menschlichen Sprachen denkt. Eine nähere Betrachtung wird jedoch diese Zweifel zerstreuen. Auch wenn wir im einzelnen noch ziemlich wenig über sprachliche Universalien wissen, können wir doch ganz sicher sein, daß die mögliche Vielfalt der Sprachen scharf begrenzt ist. Einige offenkundige Beobachtungen reichen hin, um gewisse qualitative Schlußfolgerungen zu rechtfertigen. So ist klar, daß die Sprache, die jeder Mensch erwirbt, eine hoch entwickelte und komplexe Konstruktion darstellt, die durch das verfügbare fragmentarische Datenmaterial hoffnungslos unterbestimmt ist. Aus diesem Grund sind die wissenschaftlichen Untersuchungen zur Natur der Sprache so schwierig und in ihren Ergebnissen so begrenzt. Unser Bewußtsein ist nicht